

三

Kalina Serce, jüngster Spross einer Frauendynastie, Erforscherin der düsteren Familienvergangenheit, betritt eine Villa, die lange Zeit unbewohnt war. Sie tastet nach dem Ebonit-Schalter aus der Vorkriegszeit, um Licht zu machen – eine Ankunft im Unvertrauten.

Mit diesem Haus, der früheren Pension Glück im schlesischen Langwaltersdorf, hat es seine eigene Bewandnis. Hier traf sich Kalinas Urgroßmutter Berta mit ihrem Geliebten. Berta träumt von einer Flucht mit ihm nach Prag, die der Vater verhindert. Der Hass auf ihn wird so groß, dass sie zu einer ungeheuren Tat schreitet.

Vor dem Hintergrund der wechselvollen deutsch-polnischen Geschichte in Schlesien erzählt Joanna Bator von vier Frauen, die für ihre Freiheit, zu lieben und sie selbst zu sein, keine halben Sachen machen. In einer mitreißenden, plastischen Sprache entfaltet sich das tragikomische Drama zorniger Menschen, die ihr Geheimnis durch die Generationen weitergegeben haben. Krieg, Gewalt und privates Unglück haben Angst und Bitternis, vor allem aber Vitalität, Optimismus und trotzig Glückssuche hervorgebracht.

Joanna Bator, 1968 geboren, publizierte in wichtigen polnischen Zeitungen und Zeitschriften und forschte mehrere Jahre lang in Japan. Die deutsche Übersetzung ihres Romans *Sandberg* durch Esther Kinsky war ein literarisches Ereignis. Seither gilt Joanna Bator als eine der wichtigsten neuen Stimmen der europäischen Literatur. Ihr Werk wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Samuel-Bogumił-Linde-Preis 2022 und dem Eichendorff-Literaturpreis 2022. Für *Bitternis* erhielt sie 2024 den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. Joanna Bator ist Hochschuldozentin und lebt in Japan und Polen.

Lisa Palmes, 1975 in Münster geboren, studierte Polonistik, Germanistik und Philosophie in Berlin, Wien und Warschau. Sie hat u. a. Werke von Joanna Bator, Olga Tokarczuk und Filip Springer übersetzt. 2017 wurde sie mit dem Karl-Dedecius-Preis für deutsche Übersetzer polnischer Literatur ausgezeichnet. 2024 war sie für die Übersetzung von *Bitternis* für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert.

Joanna Bator

BITTERNIS

Roman

Aus dem Polnischen von Lisa Palmes

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Die Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *Gorzko, gorzko* bei Znak in Krakau.

Abweichungen der vorliegenden Übersetzung
von der Originalausgabe
wurden mit der Autorin abgestimmt.

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
des Suhrkamp Verlags, Berlin
© Suhrkamp Verlag Berlin 2023

Alle Rechte vorbehalten

Einbandgestaltung:

Franziska Neubert, Leipzig

Einbandmaterial: Toile du Marais
von Winter & Company GmbH, Eimeldingen

Vorsatzpapier: Surbalin

von Peyer Graphic GmbH, Leonberg

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung:

Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7632-7548-9

BITTERNIS

Ich

Letzten Herbst habe ich mir in einem niederschlesischen Dorf ein hundert Jahre altes Haus gekauft. Zu dem Haus gehört auch ein Hund; sein Kopf sieht nach Wolf aus, sein Körper wie ein angestaubter Eisbär. Ein Ohr schwarz, das andere weiß, beide spitz und wachsam. Außer dem Hund haben die Vorbesitzer mir ein paar Sachen hinterlassen, eine Küchekredenz, ein Himmelbett mit Säulen und einen Eichentisch; in die Platte sind unzählige Schnitte eingegraben – Schriftzeichen, die ich jeden Tag aufs Neue zu entziffern versuche.

Zu deutschen Zeiten hieß der Ort Görbersdorf und rühmte sich des weltweit ersten Sanatoriums für Tuberkulosekranke, die ein Doktor Hermann Brehmer und seine Nachfolger mit Hilfe des zuträglichen Klimas und einer entsprechenden Kost kurierten. Heute trägt der Ort den Namen Sokółowsko, zu Ehren eines polnischen Pulmologen, der einige Jahre Doktor Brehmers liebster, aber auch äußerst kritischer Assistent war; er beharrte darauf, dass kalte Güsse und weite Spaziergänge bei fortgeschrittener Schwindsucht nicht das Mittel der Wahl sind. Diesen Ort, an dem ich bleiben möchte, kann man leicht übersehen, so klein ist er; von oben erinnert er an eine schmale, mit Wald überwuchernde Narbe. Das alte Sanatorium ist nur noch eine Ruine, die meisten kleineren Erholungszentren und Pensionen sind seit Jahren geschlossen, und die Altbauten aus der Vorkriegszeit stehen leer, sie verfallen. Es ist der kleinste Ort, in dem ich je gewohnt habe. Zum Aus-

gleich ist dieser riesige Hund in mein Leben getreten; sein Zottelfell ist so dicht, dass ich es nur mit einem Pferdestriegel entwirren kann. Unter dem Fell ist seine Haut rosa, von Narben gezeichnet, zart wie bei einem Kind. Die ausgekämmte Unterwolle verströmt einen warmen Duft, der mich an Ahornsirup und Torf erinnert, und sie ist so weich, dass man Garn daraus spinnen könnte. Der Hund war an meinem dritten Tag hier aufgetaucht und hatte sich in der kühlen Stunde kurz vor Morgengrauen einfach neben der Hundehütte niedergelassen, würdevoll, erhaben und unwirklich. Sein Atem dampfte, und als ich die Haustür öffnete, blickte er mich unverwandt an.

Im Dorfladen sagte man mir, er sei der Gefährte Bazyl Ochęduszkos gewesen, eines Hellsehers und Heilers, der das Haus einem Wrocławer Geschäftsmann verkauft hatte, aus Unglück und Verzweiflung; danach verlor sich seine Spur in dem dichten Nebel, der über dem Talkessel hing. Angeblich lebt er nicht mehr, er soll ertrunken sein, doch seine Leiche wurde nie gefunden. Der neue Hausbesitzer hatte den Hund irgendwo ausgesetzt, weit weg, sogar zweimal, doch das Tier war zurückgekommen und hatte knurrend das Haus umrundet. Schließlich hatte der Städter ihm gestattet zu bleiben, wohl eher aus Angst als aus Sympathie. Er hielt ihn an einer Kette bei der Hundehütte, die er vom Dorfschreiner zusammenzimmern ließ. Der Mann, jener Städter, von dem ich das Haus gekauft habe, wurde abfällig »der Dingens« genannt, weil allen gleich klar war, dass er trotz der gezimmerten Hütte und der guten Miene zum bösen Hund mehr nicht verdiente. Orte wie Sokołowsko sind gnadenlos und unberechenbar – von einer unergründlichen Logik geleitet, nehmen sie Neuankömmlinge entweder königlich auf oder spucken sie aus wie Obstkerne. Jedenfalls war der Hund einige Monate später spurlos verschwunden, und der Dingens ging suchend durchs Dorf

und fragte herum, wer ihn von der Kette gelassen haben könnte, denn diese war, wie er behauptete, durchtrennt worden. Er beklagte sich über wiederkehrende Strom- und Wasserausfälle, die umso ärgerlicher waren, als Strom und Wasser jeweils kurz vor Erscheinen des Kundendienstes wieder zu fließen begannen, um direkt nach der Visite erneut zu versiegen. Schließlich bot er das Haus zum Verkauf an. Der Hund blieb mehrere Monate verschwunden und kehrte erst zurück, nachdem der Dingen ausgezogen war.

Vielleicht hatte der Hund mich schon von ferne beobachtet und überlegt, ob man mir vertrauen könne, ja, vielleicht hatte er sogar gesehen, wie ich zum ersten Mal Licht in der Küche machte und die Tischplatte berührte. An diesem Tisch hatte Bazyl Ochęduszkos mit Wasser aus seiner Quelle geheilt, Geister herbeigerufen, meiner Großmutter Barbara und Tausenden anderen die Zukunft geweissagt und auch die Vergangenheit, was eine mindestens so hohe Kunst ist. Für jeden fand er die richtige Sprache und dadurch den Zugang zu ihren Herzen. Für die Rationalisten gab es Quantenenergie, für Marienverehrerinnen die Tränen der Muttergottes, für aufgeklärte Katholiken den Hauch des Heiligen Geistes und für die Anhänger leicht-verdaulicher Esoterik New Age und Paulo Coelho. Bazyl Ochęduszkos Therapien halfen bedauerlicherweise nur bei wenigen Auserwählten – ein Heiler, dem die Heilung nur bei jedem zehnten Krebspatienten gelingt, und ein Hellseher, der nur jede fünfte lebendige oder tote Person auffindet, ist wenig vertrauenerweckend. Geister aber erschienen immer in seinen spiritistischen Séancen, zumindest darin waren sich alle einig.

Die Dorfbewohner erinnerten sich an Bazyl Ochęduszkos, doch keiner kannte den Namen des Hundes, als hätte das Tier vor meiner Ankunft sämtliche ihm vom Menschen verliehenen Benennungen abgestreift. Beim Einzug in

eine neue Welt, wie sie das Dorf für mich war, lässt es sich kaum überleben, ohne die Umgebung wenigstens vorläufig zu benennen und sie damit zu einer Vertrauten zu machen. Ich ordnete die Namen ihren mutmaßlichen Designaten zu, so wie man einem fremden Tier eine Schüssel Futter vorsetzt – frisst es, ist alles gut, frisst es nicht, wartet man ab und versucht es mit etwas anderem. Bruno war der erste Name, der mir in den Sinn kam, als der Hund und ich uns im grauen Morgendämmer ansahen. Ringsum roch es nach Wald, nach Erde und nach verbrannter Kohle, deren Partikel mir im Hals kratzten, und mich ergriff eine Traurigkeit, gegen die es kein Mittel gibt. In einer plötzlichen Aufwallung dachte ich, das Tier sei vielleicht ein Geschenk, das Bazyl Ochęduszek mir zum Trost geschickt hatte. Ich weiß nicht, was der Hund dachte – ich zumindest fühlte mich beschenkt. Ein seltenes und schönes Gefühl, das ich ihm gern ebenfalls bereitet hätte.

Komm, Bruno, wir gehen auf ein Bier. Gewiss erwartet man uns schon, pflegte meine Mutter Violetta mit V und Doppel-t einen Dichter zu rezitieren, den heute kaum noch jemand liest. Als sie jung war, sang man seine traurigen Texte, die sich auflehnten gegen die Schlechtigkeit der Welt und zugleich enthusiastisch von verschlungenen Pfaden und weiten Heiden sprachen, auf denen man wandeln konnte, um all das andere zu vergessen. Meine Mutter Violetta las und summt Edward Stachuras Texte vor sich hin, und ich glaube, sie liebte ihn auf ihre Art, bevor sie mit der Fähigkeit zu lieben auch den Glauben verlor, dass sie ihren eigenen verschlungenen Pfad finden würde. *Wir sterben nicht so bald, wie der Tod es wünschen mag! Wir finden uns noch im Menschenschungel*, zitierte sie, von aufkeimender Hoffnung beflügelt. *Es ist zu spät, nein, noch ist es nicht zu spät!* Sie zögerte, um schließlich doch zu handeln und eine neue Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, die

sich dann als ebensolcher Reinfall entpuppen sollte wie ich, ihre Tochter. *Mein Gott, du bohrst in mich all deine Messer!*, rief sie nach jedem Misserfolg, um dann nach einer Trauerphase ein neues Drehbuch zu entwerfen, das sie auf demselben Weg in die nächste Niederlage führen sollte. *Mein Gott, du bohrst in mich all deine Messer!* – das war ihr Lieblingszitat, als sie nach sechs Jahren Abwesenheit wieder in mein Leben trat; sie erinnerte fast an den heiligen Sebastian oder an die Mater dolorosa, so viele Klagen steckten in ihr.

Sobald ein Spiegel in der Nähe war, ein Augenpaar, eine Pfütze, überprüfte sie den Sitz der Messerspitzen, rückte hier eine Klinge ins rechte Licht, schob dort ein Messer tiefer in die Wunde. Violetta mit V und Doppel-t hatte für jede Gelegenheit ein passendes Zitat – nur für mich, sagte sie, fehlten ihr die Worte. Ich bin eine Tochter, zu der sich nur schwer etwas Passendes finden lässt, sowohl in der polnischen als auch in der internationalen Literatur, allerdings las Violetta Serce am liebsten Schundromane und schwelgte gern in Träumen, sie selbst könnte eines Tages die Heldin eines solchen Romans sein. Wir teilten die Faszination für Ufos – Violetta war tief beeindruckt von einem Artikel über eine Frau aus Ohio, die in einer fliegenden Untertasse gefangen gehalten und vergewaltigt wurde und nach ihrer Befreiung zehn Kilo schlanker und überdies berühmt geworden war; mir gefiel ein Artikel über kleine grüne Männchen, die Kinder entführten und sie auf einen Planeten voller freundlicher grüner Tiere mitnahmen. Violetta mit V und Doppel-t hatte Vorzeigebücher und private Lektüren, sie hatte Bühnenkostüme und bequeme Kleidung, die sie trug, wenn sie allein war, sie hatte ein Ausgehegesicht und eines, das man kaum je zu sehen bekam, am ehesten noch morgens, wenn Zbyszek Papugas Husten sie geweckt hatte.

Komm, Bruno, sagte ich also, als wir einander gegen-

überstanden, ich in der Tür meines neuen Hauses, der Hund auf der noch leeren Straße. *Wir gehen auf ein Bier, gewiss erwartet man uns schon* – es klang wie eine Beschwörung. Der Hund erhob sich und kam auf mich zu, zögernd, als ginge er über ein Minenfeld. Sein Fell verströmte einen Geruch nach schmelzendem Schnee, keimenden Pflanzen und etwas Süßem. Ich hielt ihm meine Hand hin, damit er daran schnuppern konnte, und seine lange Hundeschnauze passte genau hinein.

Seitdem weicht Bruno mir nicht von der Seite, nur nachts will er um keinen Preis ins Haus kommen, und wenn ich nicht schlafen kann, sehe ich ihn draußen seine Runden ziehen; im Mondlicht gleicht er noch mehr einem schmuddeligen Eisbären, der sich aus seiner tauenden Heimat hierher verirrt hat. Er muss ein bisschen abnehmen und scheint einverstanden, nur ein Mal am Tag Futter zu bekommen; allmählich zeichnet sich ein sehniger Raubtierkörper unter seiner teddyhaften Rundlichkeit ab. Ein Wolf im Bärenfell. Ich weiß genau, dass er sich nachts mehr zu fressen holt, kommt er doch morgens satt zurück, zufrieden, mich überlistet zu haben. Dass manche Angst vor ihm haben könnten, ist mir bewusst, obwohl er nie jemandem etwas getan hat – dennoch, ein hinterhältiger Nachbar, ich vermute, einer der neu zugezogenen, hatte dem Tierarzt gemeldet, ich hielte mir einen Wolf.

Dem großen bärtigen Mann, der herkam, um den Hund zu inspizieren – er war so breitschultrig, dass er kaum durch die Tür passte –, log ich ungeschickt vor, ich hätte Brunos Eltern gekannt. Einen nicht ganz reinrassigen deutschen Schäferhund und eine große graue kaukasische Schäferhündin. Beschwörend redete ich auf ihn ein, während der Hund ihn gespielt träge anblinzelte, als wüsste er genau, worum es ging. Der Arzt streichelte das Tier mit den verschiedenfarbigen Ohren, und ich, die ich damals noch

keine Ahnung hatte, wie gut dieser Mann meinen Hund kannte, starb tausend Tode, als Bruno ihm die Vorderpfoten auf die Schultern legte und mit seiner Wolfsschnauze näher kam, um sein Gesicht zu lecken.

Ungewöhnlich zahm für einen Wolf, scherzte der Mann und entblöbte lachend seine schiefen Zähne. Diese Zähne gefielen mir sofort, und am zweitbesten gefiel mir, dass er mich an niemanden erinnerte. Beim nächsten Mal brachte er mir Morcheln mit, wunderschöne Herbstpilze mit dunklen faltigen Köpfen. Es genügt, sie kurz in erhitzte Butter zu geben und dann mit zarten Eiernudeln, etwas geriebenem reifen Käse und kaltgepresstem Olivenöl zu servieren. Wenn Bunia das sehen könnte! Sie hatte allen Pilzen misstraut, hielt sie für Teufelswerk und fürchtete ihre halb pflanzliche, halb tierische Natur. Meine Großmutter, Babcia Barbara, genannt Bunia, die Honig und papierdünne Pfannkuchen liebte und herrlich flaumiges Hefengebäck backen konnte, würde nie wieder mit mir am Tisch sitzen – es sei denn, Bazyl Ochęduszek käme zurück und rief sie aus dem Jenseits herbei.

Das Haus, das ich mit meinem geschenkten Hund bezogen habe, steht am Ende der einzigen Straße, die sich von Ost nach West durchs Dorf zieht, ein Stück weiter wird die Chaussee zu einem Sandweg, um kurz darauf zu einem Pfad zu schrumpfen und schließlich zwischen Gräsern und Frühlingsblumen zu versickern. Hinter der Wiese schließen Berge den Horizont. Die Wände meines Hauses sind rau, das graue Holz erinnert an die Haut des Zirkuselefanten aus einer unserer Erinnerungen – im Moment kann ich nicht genau sagen, welcher. Meiner eigenen? Der meiner Mutter Violetta mit V und Doppel-t? Meiner Babcia Barbara? Oder stammt sie aus noch früheren Zeiten – etwa von Berta? Der schönen Berta, die ihr Vater mit in den Zirkus nach Waldenburg nahm, wo sie die warme Haut des

Elefanten berührte und mir die Erinnerung daran in meinen Träumen vererbte? Dazu kommen wir noch, wenn ich auch gleich vorwegnehmen möchte, dass ich meine Zweifel nicht unter der verführerischen Maske einer allwissenden Erzählerin verbergen werde. Da ich fast nichts über meine Genealogie wusste, weder meine Großväter kannte noch meinen Vater, erschien mir die allwissende Erzählerin ein erstrebenswerter und herrlicher Zustand zu sein. Inzwischen weiß ich, dass man nicht alles wissen kann, weder über real existierende Personen wie mich, Violetta, Barbara oder Berta noch über die erfundenen. Fiktive Wesen sind so unergründlich wie Menschen aus Fleisch und Blut. Derjenige, der erzählt, ist niemals allwissend; manche Erzähler aber verstehen es, diesen Eindruck zu erwecken, und genießen es, vor dem Leser zu prunken wie der Pfau, der sein Rad schlägt. Ich versuche einfach, aufmerksam und genau zu sein. Außerdem habe ich einen Privatdetektiv engagiert, Adrian Smętowicz, dem es zu verdanken ist, dass ich nun unter anderem weiß, wo meine Mutter sich aufhält – wenn auch ihre Abwesenheit mir nicht mehr so wichtig erscheint wie früher einmal. Hauptsache, ich erinnere mich an diese Berührung, an mein eigenes oder ein ererbtes Gefühl, das sich einstellt, wenn ich meine Hand an die Wände mit ihrer waffelartigen Struktur lege. Und das tue ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit, um mich zu vergewissern, dass das Haus auch tatsächlich existiert.

Vielleicht wird manche die nichtlineare Struktur dieser Geschichte irritieren, und sie werden fragen, weshalb ich von der Vergangenheit in die Zukunft springe und zurück, ob ich nicht der Reihe nach hätte erzählen können. Je weiter ich mich aber in die Geschichte über uns vier hineinbegebe, desto stärker wird mein Eindruck, dass wir mit und zugleich gegen den Strom der Zeit leben, mitgerissen von der Zukunft wie von der Vergangenheit, unverwurzelt

im schwindenden Jetzt. Paradoxerweise fiel es mir umso leichter, die Vergangenheit meiner Familie zu rekonstruieren, je weiter sie zurücklag, deshalb macht auch die Geschichte meiner Urgroßmutter Berta einen so geordneten Eindruck. Je näher ich aber mir selbst komme, desto mehr erinnert die Geschichte an das Leben, das sich immer in drei Zeiten zugleich abspielt und der Sehnsucht nach linearer Ordnung spottet. Ich selbst trete in dieser Geschichte selten auf, ich husche nur ab und zu im Hintergrund vorüber, mal in der dritten, mal in der ersten Person, die sich häufig überschneiden oder ineinanderfließen. Diejenige, die erzählt, und die jüngste meiner Hauptfiguren, Kalina Serce, sind ein und dieselbe Gestalt. Nur so gelingt es mir, die wenig gehaltvolle Existenz zu fassen, die ich bin, und sie mit Kalina zu verbinden, diesem mir kaum bekannten kleinen Mädchen, das auf einen Jungen namens Konrad wartet und sich nach Babcia Bunia sehnt. Und später in die Welt hinausgeht, mit einem Blatt Papier, darauf elf Buchstaben, niedergeschrieben von einer Hand aus dem Jenseits, die bei einer spiritistischen Séance in Bazyl Oche-duszkos Haus Barbara die Hand führte.

Damit wir uns nicht falsch verstehen – die Vergangenheit als Projektion meiner Gegenwart interessiert mich nicht. Ich vertraue den Fakten. Jetzt bin ich dreißig Jahre alt, und ich weiß, dass viele meiner Altersgenossinnen und -genossen sich auch noch in diesem Alter wie Kinder fühlen. Ich selbst war immer eher ein altes Kind. Eine alte Kleine – so nannte mich meine Mutter, und sie hatte recht, spüre ich doch, seit ich denken kann, ein seltsames Gewicht in meinem Geist, als läge dort ein Ei verborgen, in dem ein mir unbekanntes Geschöpf heranreift. Ich habe nichts anderes vor, als meine Familiengeschichte aufzuschreiben – der Gedanke, die Vorsehung habe mich zu diesem Haus geführt, gefällt mir, schließlich wusste

ich an jenem eiskalten Tag, an dem ich mich zu bleiben entschloss, noch nicht einmal die Hälfte dessen, was ich heute weiß. Ich wusste nur, dass ich schon einmal hier gewesen war: In einem grünen Kleid und in Schnürstiefeln, die an den Knöcheln scheuerten, hatte ich neben Bunia am Tisch gegessen. Wir tranken Wasser mit Tränen der Gottesmutter.

Jahre später fuhr ich wieder nach Sokołowsko – die Spur Bertas, meiner Urgroßmutter, führte mich hierher, ich musste sie überprüfen und herausfinden, ob eine verrückte gelbhaarige alte Frau aus Unisław Śląski die Wahrheit sagte. Von ihr erfuhr ich, dass Berta und »der Junge« in Görbersdorf ein Kind gemacht hatten, *machnęli dziecko*, in genau diesen Worten drückte sie es aus, und sie benutzte auch den alten deutschen Namen des Ortes, in dem sich das erste Sanatorium für Tuberkulosekranke befunden hatte – weltberühmt. Das Kind, das sie nach den Worten der alten Frau mit dem stählernen Händedruck dort »gemacht« hatten, war meine Großmutter, Barbara Serce.

An jenem Tag, der mein Leben verändern sollte, parkte ich mein Auto neben dem verfallenen Sanatorium und begab mich auf den Weg durch den ausgestorbenen Ort. Erst nach einer Weile bemerkte ich winzige Lebenszeichen – in einem Fenster bewegte sich die Gardine, eine Katze mit rotem Halsband saß auf einem hölzernen Balkon, der so zart und zierlich wirkte, als müsste er jeden Moment von der baufälligen Fassade brechen, zwei Männer standen in einem Hauseingang. Mein Spiegelbild huschte am Schau fenster eines Altwarenladens vorüber – kurz geschnittenes Haar, magerer Körper. Alles, was ich in diesem Moment empfand, erschien mir ungewöhnlich, geradezu atemberaubend klar und wichtig. Ich gelangte ans Ende des Dorfes, wie es mir die uralte Frau gesagt hatte; an dem Haus, von dem sie gesprochen hatte, hing ein hässliches grellgel-

bes Banner: *Zu verkaufen*. Dann ging die Tür auf, und der Dingens stand auf der Schwelle.

Ich verwachse mit meiner neuen Umgebung und sie mit mir. Nun kann ich mich bereits im Dunkeln in ihr bewegen, wenn die Angst um meine Waden streicht und mich doch nicht zu Fall bringt. Mit sicherer Hand mache ich in der Dunkelheit Licht; Steckdosen und Schalter im ganzen Haus sind von vor dem Krieg, aus Ebonit, und erinnern mich an meine Kindheit in Barbara Serces Wohnung. *Szajse, szajse*, dieser alte deutsche *szajs*, zischte Bunia verärgert, doch als sie dann eines verregneten Herbstes kamen und das Ebonit gegen Plastik austauschten – *sie*, die von der Verwaltung, von der *ad-mi-ni-stra-cja*, wie Bunia flüsterte, weil sie das Wort mit der Regierung, den Ämtern, der Obrigkeit assoziierte, mit dem Übel und der Bedrohung per se –, murrte sie ebenfalls. Das Neue war immer schlechter als das Alte, Wandel schlechter als Beständigkeit, Überraschung schlechter als beruhigende Routine. Die von der Hausverwaltung waren gekommen, weil es wenige Tage zuvor aus einer Steckdose zu rauchen begonnen hatte, die unter den von Barbara »für alle Fälle« gehorteten Dingen verborgen war – und hätte nicht die Alte Papugowa auf dem Dachboden und vor unserer Tür herumgeschnüffelt, dann wären wir wohl bei lebendigem Leibe verbrannt. Gegen Ende ihres Lebens bezeichnete Bunia sogar sich selbst als *szajs* und ließ auch keinen Zweifel daran, dass nach ihrer Einschätzung unser ganzes Land nichts anderes war als *szajs*. Dieses Polen ist ein einziger alter deutscher und neuer chinesischer *szajs*, schimpfte sie, orientierungslos in dieser Welt mit ihrer Schwemme an minderwertigen Waren, deren grelle Farben die Augen schmerzten. Nur die Plastiktüten gefielen ihr, man durfte sie umsonst mitnehmen, konnte eine in die andere stopfen und dann halbdurchsichtige, weiche Kugeln aus ihnen formen. Früher blieben die Leute, wo sie

waren, und dann starben sie und *fertiś*, aber heute muss es Tunesien-Hochnäsien sein und die Kanaren-Kackaren, reimte sie in einem zornigen Rap. Sie selbst war nie weiter gefahren als bis zu dem Dorf, in dem ich nun, viele Jahre später, diese Zeilen schreibe. Auf den Besuch bei Bazyl Ochęduszeko bereitete sie sich lange vor und ließ sich für diese Gelegenheit zwei neue Zähne machen, die, wenn sie redete, klappernd aufeinandertrafen.

Aber nicht mit Bunia fängt diese Geschichte an. Vor ihr war noch eine andere Frau, ihre Mutter, meine Urgroßmutter Berta. Und wäre jene gelbhaarige Alte aus Unisław Śląski nicht gewesen, so besäße ich nichts als ein paar Zeitungsartikel, in denen die Einzelheiten nach Belieben zurechtgebogen und die Namen verdreht waren – oder in denen es, schlimmer noch, hieß, die ganze Geschichte sei erstunken und erlogen!

Jetzt weiß ich, dass Berta dieses Haus kannte – mein Haus mit den Wänden aus Holz, die Wind und Wetter getrotzt haben und rau sind wie die Haut des Zirkuselefanten –, obwohl sie im Nachbardorf wohnte, dort, wo immer noch jene alte Frau lebt, die behauptet, als Kind mit ihr befreundet gewesen zu sein. Sie hat mir alles erzählt, was sie wusste, und sogar – wie sie sagte – ein kleines bisschen mehr, um dann schweigsam und schwach zu werden, als sei die Quelle ihrer ungeheuren Energie und Lebenskraft mit diesem Bericht versiegt. Wenn ich sie nun in Unisław Śląski besuche, in ihrem kleinen Haus beim Friedhof, sitzt sie einfach da und lächelt, wobei ihr Lächeln nicht mir gilt, sondern längst vergangenen Geschehnissen und Menschen, unter denen auch der Geist meiner Urgroßmutter mit ihrem Fleischermesser weilt.

Zu dem Haus, das nun mir gehört und vor dem Krieg die *Pension Glück* beherbergte, hatte Berta die Liebe geführt. Allerdings war sie auch vorher schon öfters nach